

Vor der Uraufführung der Chorsinfonie „Der große Frieden“ von Karl Ottomar Treibmann anlässlich des Akademischen Festaktes zum 575jährigen Jubiläum der Alma mater Lipsiens

Die Chorsinfonie „Der Frieden“ nach Worten von Volker Braun entstand in den Jahren 1982/83 unter dem Eindruck von Friedensmanifestationen des fortschrittlichen Teils der Menschheit, unserer Friedenspolitik und unter dem Eindruck der Gefahr, die durch die imperialistische Nachrüstung für den Frieden besteht. Mein Stück soll mahnen, zum Nachdenken herausfordern und zu persönlichem Engagement bei der Verwirklichung unserer Friedenspolitik anregen.

KARL OTTOMAR TREIBMANN, Sektion Kultur- und Kunstwissenschaften

Die unbequeme Art des Nachdenken provozierenden Erlebnisses gewählt

Gedanken von Prof. Dr. sc. Udo Klement zur Komposition

Karl Ottomar Treibmanns 3. Sinfonie „Der Frieden“ ist eine Chorsinfonie. Wie ihre geschichtlichen Vorgänger — etwa Beethovens 9., Mahlers 1., 3. und 8., Schostakowitschs 2., 3. und 13. Sinfonie — ist sie von einem Anliegen bestimmt, dessen musikalische Formulierung die Einbeziehung der menschlichen Stimme notwendig macht. Diese Notwendigkeit erwächst aber, wie mir scheint, nicht vorrangig daraus, daß da ein Wort-Text einbezogen ist und vorgetragen werden muß, der vokale Klang ist vielmehr wesentlicher Inhalt des Werkes. Er symbolisiert — anders, intensiver, menschlicher gar, als von Musikern gespielte Instrumente — die Menschen selbst, deren gegenwärtig dringlichste, weil gefährdeteste Existenzvoraussetzung, der Frieden, programmatischer Anlaß dieser Sinfonie ist.

In diesem Sinne sind Solo-Tenor und Sprecher, die Treibmann gleichfalls einsetzt, nur als individuelle Stimmen des als Chor vereinten Kollektivs zu verstehen. Singend und sprechend aber, sowie in vielfältigen dazwischen liegenden vokalen Nuancen, hat sich auch der Chor zu äußern: kantabel (also ausdrucksvoll melodisch-gesanglich), als Sprechchor, mit Massenlied-Intonationen, in skandierend (betont metrisch-taktmäßiger) Sprechungsweise usw., erläutert der Komponist selbst. Und Charakterisierungen des Stimmklanges, die Treibmann in der Partitur den Solisten vorschreibt („Sonor, modulationsfähig, aber nicht zu weich“ soll die Stimme des Sprechers sein, und „hell, scharf, präzise“ muß der Tenor singen), verdeutlichen zusätzlich, wie wichtig dem Komponisten für seine musikalische Aussage die vokalen Artikulations- und Ausdrucksmöglichkeiten in ihrer Differenziertheit sind. Insofern bringen Singstimmen und Chor in die Partitur natürlich auch spezifische Klang-Farb-Werte ein. Aber diese sind — wie die der Instrumente — nicht Selbstzweck. Die textlosen Vokalisen des Chores im „Requiem“ (1. Satz) bedeuten Trauer, und die gesungenen Phrasen semantisieren sich für den Hörer, glaube ich, rasch zu „pax“, zum verlorenen Frieden, der da betrauert wird. Bedeutungen, wie die der Singstimmen und ihrer Vortragsweise, wie die infonierten musikalischen Charaktere und Modelle, liefern auch die in dieser Sinfonie verwendeten Instrumente. Treibmann hat sich beschränkt auf je 3 Flöten, Klarinetten und Fagotte aus der Holz- sowie je 3 Trompeten und Posunen aus der Blechbläsergruppe; ein Pauker und vier weitere Spieler setzen ein ganzes Arsenal an Schlaginstrumenten ein. Aber Streichinstrumente fehlen. Muß man da nicht bedenken, daß durch die Jahrhunderte Kriegstrompeten zur Schlacht gerufen, Trommeln den Kriegslärm begleitet und Siegestromfäden den Triumph der Überlegenen in die Welt hinausgetragen haben? Glockenklang und Beckenschlag, rasselnde und klappernde Geräusche, „hölzerne“ und



„Die Tauben sollen nisten“ ist das Thema der Arbeit von Joachim Kratsch, die wir der Mappe des FB Kunstziehung der Sektion Kuku zum Universitätsjubiläum — entstanden im Karl-Marx-Jahr 1983 — entnehmen.

Repro: HFBS

einfach vertrauen. So wie Volker Brauns Sprechtext, den Treibmann einbezieht, eine „ungewohnte Sicht“ bietet, „Gewohnheiten verunsichern“ will auf „Beunruhigung zielt“, so wählt Treibmann auch musikalisch die unbequeme Art des Nachdenken provozierenden Erlebnisses. Der Appell-Charakter (Appell I und Appell II sind die Sätze zwei und vier überschrieben) bekundet zugleich aber den Optimismus des Komponisten, mit Musik aktive Haltungen seiner Hörer bewirken zu können, den Optimismus überdies, mit aktiver Tat der Menschen den Frieden zu bewahren. In diesem Sinne führt diese Chorsinfonie von der Klage des „Requiem“ zum verheißungsvollen Aufruf: „Brüder, unterm Sternenzelt muß ein großer Frieden wohnen“.



Zu vielen Gelegenheiten — wie hier zum Nationalen Jugendfestival — demonstrieren die Bürger unseres Landes ihren Willen, alles zur Erhaltung und Sicherung des Friedens zu tun. Foto: Archiv/UZ

Am aktuellen Kampf engagiert teilnehmen

Doz. Dr. Walfrid Hartinger zum Text von Volker Braun

Als Bertolt Brecht im Jahre 1951 sein „Friedenslied“ anstimmte, könnte er, vorausgesetzt seine bittere Kriegserfahrungen seiner Landsleute und Zeitgenossen in Rechnung stellend und neue Bedrohungen des Friedens scharfsichtig registrierend, auf Besozial in einer weiten Gemeinshaft hoffen. Der Liedsprecher stellt sich gleichsam vor diejenigen, die so selbst nicht artikulieren können, wie denjenigen gegenüber, die er mit den ihnen eigenen Erfahrungen mobilisieren will: „Friede auf unserer Erde! Friede auf unserem Feld!“

Wenn Volker Braun sich, drei Jahrzehnte später, in gesteigertem Gefühlszustand, erneut zur wichtigsten Frage der Menschheit äußert, nimmt er wohl den Ruf vieler, auch Brechts, auf, versucht er aber, seine Antworten auf die neue historische Situation einzustellen.

Der Sprecher kann nun nicht mehr in gleicher Weise wie jener Brechts an vorausgegangene empirische Erfahrungen seiner Adressaten unmittelbar anknüpfen. Die Diktum seiner Rede zelt auf Beunruhigung; der scheinbar rohe Umgang mit dem Weltzustand will zu einem geschichtlich schärferen Blick herausfordern: die ungewohnte Sicht veranlassen, Gewohnheiten zu verunsichern. Durch die ästhetisch harte, grobe, irritierende Fügung wird vom Frieden „verwöhntes“ Bewußtsein, aber auch illusorischer Denken aufgeschreckt, die säkularisierten Passagen aus Klopstocks „Frühlingsfeier“ lassen sich zudem dringlich assoziieren, daß die Erhaltung des Friedens das Werk der Menschen selbst sein muß. Aber auch der heutige, alltägliche Kampf um den Frieden wird seiner selbstgenügsamen Selbstverständlichkeit entkleidet: Es wird nach der Qualität solcher Anstrengungen gefragt. Im künstlerischen Bild, in der ausgeführten Personifikation dieses Friedens erscheint das, was Volker Braun, gleichsam im Klartext (im Diskussionsbeitrag auf der Berliner Begegnung zur Friedensförderung) so formuliert hat: „Der Frieden, den es jetzt zu erhalten gilt, das

ist eine furchterlich hagere Gestalt, die in Waffen geht. Die uns zu der fortwährenden Anstrengung zwingt, sie von allen Seiten zu panzern, einer Anstrengung, bei der der Sozialismus seine eigenen Bedrohungen vergessen kann. Der Frieden, ein Monster, das unsere Kräfte verachtingt. Alle Interessen und Ziele untergeordnet dem... Zwecke, ihn zu erhalten!“ Dieser uns von der Welt des Kapitals aufgezwungene Kampf den wir mit Einsatz aller unserer Kräfte bestehen müssen, kann und darf nicht das Nachdenken über den „Großen Frieden“ verdrängen — das ist die eigentliche Botschaft des Textes.

Die historisch notwendigen Bedingungen und Mühen für die Herstellung dieses „Großen Friedens“, von Braun in einer sinnfälligen Stück-Fabel vorgeführt, hat der Dichter in jenem Diskussionsbeitrag knapp benannt: „Erst unter gesellschaftlichen Bedingungen, in denen die Entscheidungsgewalt dem kleinen Kreis der Herrschenden abgenommen ist, wird dieser größere Frieden Gestalt, ein Frieden ohne Kernwaffen, ohne stehende Heere, ohne private Industrie, privaten Boden, ohne Machtapparate, ein Frieden, ohne, wie es Engels nannte, Regierung über Personen.“ Dieses kommunistische Ideal, das letztlich in jeder Friedensbewegung steckt oder berührt wird, begegnet uns nicht zuletzt in den Liedern der Arbeiterbewegung. Jedes wieder stärker fruchtbar zu machen, ist eine der anstehenden Herausforderungen des Textes. So werden wir auf den Sinn dieser Lieder geführt, an einem Ort, wo sich schon Sinn-Erleuchtung und Sinn-Verwirrung einstellen. Ob wir es ernst meinen wollen mit der kommunistischen Perspektive, mit der internationalistischen Solidarität, die dafür erforderlich ist, wird auch davon abhängen, inwieweit wir bereit sind, die Braunsch „Provozierungs-“ auf- und anzunehmen. Sie läßt uns engagiert am aktuellen Kampf teilnehmen, aber zugleich über diesen hinausblicken; also diesen erst eigentlich verstehen.

Hinterlassenschaften früherer Generationen

Die Ausstellung „1409-1984 UNIVERSITAS LITTERARUM LIPSIENSIS — Zeugnisse ihrer Geschichte“ — voller Schönheit und voller Rätsel

Im Vergleich zu den Naturwissenschaften und den Vertretern systematischer Gesellschaftswissenschaften befinden sich die Historiker, wenn sie sich nicht gerade mit der ursprünglichen Geschichtsbetrachtung (Hegel), also der Zeitsgeschichte, befassen, in einer schwierigen Lage. Ihr Gegenstand, die menschliche Gesellschaft als eine Kette aufeinanderfolgender Generationen, existiert nicht mehr. „Wo sind diejenigen, die vor uns auf der Welt waren?“, wird in dem berühmten Studentenlied „Gaudemus Igitur“ gefragt. Die Antwort lautet: „Fuere.“ „Sie sind gewesen.“

In seinen Bestrebungen, das Leben vergangener Generationen zu rekonstruieren, also Geschichte zu erforschen und zu beschreiben, ist der Historiker auf die Zeugnisse des Lebensprozesses angewiesen, die von vergangenen Generationen hinterlassen haben, die die Wirren der Zeiten überdauert — die historischen Quellen. Sie werden sorgsam in Archiven, Bibliotheken und Museen aufbewahrt. Ständige und zeitweilige Ausstellungen gestalten allen Interessenten, unmittelbaren Kontakt mit den Zeugnissen der Vergangenheit aufzunehmen, sich vom Hauch der Geschichte berühren zu lassen.

Jubiläum kommen ungerufen, aber sie rufen nach Einsicht in frühere Jahrzehnte und Jahrhunderte. Die anlässlich der 575-Jahr-Feier im Ausstellungszentrum in der Goethestraße gestaltete Exposition gleicht einer besaubunden Frau. Sie ist voller Schönheit und voller Rätsel und läßt sich nicht an einem Tag erleben. Wer den lichterfüllten, in erhellten Farben gehaltenen Raum betritt und seine Schritte nach links wendet, erblickt vier mit kräftigen Strichen gezeichnete Gemälde: Eine muskulöse Gestalt reißt einem Löwen, der eher wie eine Katze aussieht, das Maul auseinander. Auf dem zweiten ein die Vorderbeine hochreichender Schimmel. Auf dem dritten ein bürgerlicher Mann, der einen teilweise entblößten Engel umfängt und schließlich Maria mit dem Jesuskind. Ich lese: „Symbolische Wappen der einstigen Vier Nationen der Universität: Meißnische Nation, Sächsische Nation, Bayrische Nation, Polnische Nation. Mischtechnik/Holz um 1700.“ Wieso bestand die Universität aus Nationen? Welche Rechte und welche Pflichten hatten sie? Wie lange gab es Nationen? Wer gehörte zu welcher Nation? Frage auf Frage.

Eine Drehung um 90 Grad. Ich blicke in die Augen eines offenbar sehr strengen Mannes, der ganz in Schwarz gekleidet ist. Die Legende besagt: „Deutscher Kopist 17. Jh. nach Original aus der Mitte 18. Jh. Bildnis Prof. Joachim Camerarius (1500-1574), Rektor 1544, 1546, 1558, 01. Leinwand.“ Wer war Camerarius? Welche Verdienste hatte er sich um die Universität erworben?

Aus Anlaß des Universitätsjubiläums ist die Ausstellung „1409-1984 UNIVERSITAS LITTERARUM LIPSIENSIS — Zeugnisse ihrer Geschichte“ im Ausstellungszentrum der KMU Goethestraße (im Koch-Haus) am 1. und 2. 12. 1984 jeweils von 10-17 Uhr zusätzlich geöffnet.

Am 5. 12. 1984, 16 Uhr, findet in der Ausstellung ein hochinteressantes und einmaliges Konzert statt: Die CAPELLA FIDICINIA am Musikinstrumenten-Museum der KMU bringt „Weihnachtliche Musik aus dem Mensuralcodex des Nikolaus Apel von Königshofen“ zum Klingen. Es handelt sich dabei um eine Handschrift aus der Zeit um 1500, in der der spätere Rektor der Universität Leipzig während seiner Studienzeit Gebrauchsmusik seiner Zeit sammelte. Der Codex ist die wichtigste Quelle für Gebrauchsmusik am Ende des Mittelalters. Eintrittskarten im Ausstellungszentrum erhältlich.

In einer Vitrine ein kleines Buch. Verpilbtes Papier. Lateinische Worte. Eine farbige Zeichnung. Stadtsoldaten mit Helmbarden bedrängen reichgekleidete Herren, die sich mit Degen zur Wehr setzen. Oder sind es Sibel? Ich erfahre: „Studentenschlägerei mit Eingreifen der Stadtwache in Rostock. Stammbuch des Huldreich Groß, um 1620-1630. H. Groß war später Advokat am Oberhofgericht in Leipzig.“ Deshalb also die Aufnahme des Stammbuches in eine Ausstellung zur Leipziger Universitätsgeschichte. Warum klirrt aber die Waffen? War es eine für die damalige Zeit typische Situation?

In einer weiteren Vitrine eine Medaille: „Paul Sturm, Erinnerungsmedaille an die Tiefsee-Expedition der Zoologen Carl Chun von 1886-1889, Bronze, 1890.“ Wer war Carl Chun und zu welchen Ergebnissen führte seine Expedition?

Mein Blick fällt auf eine kostbare Kette mit vier Medaillen. Handelt es sich um ein Original oder eine Kopie? Ist es die Kette des Rektors?

In einen kleineren Raum führen Stufen. Von hier oben bemerke ich, daß zwei kostbare und offenbar ziemlich alte Fahnen im Saal hängen. Was besagen sie? Dieser Teil der Ausstellung ist der Zeit von 1945-1954 gewidmet. Auf übersichtlich gestalteten Tafeln — die übrigens generell die Ausstellung gliedern — wird die Zeit thematisch charakterisiert.

Das Bildnis von Julius Lips. Ich erinnere mich, daß er ein bekannter Ethnologe war. Was war er noch?

Größtenteils angeordnet: Radierungen und Lithographien vom Geschehen auf der Baustelle des neuen Hochhauses der KMU. (So die Legende). Inzwischen beginnt eine Führung. Ein junger Mann erläutert Ausländern die Ausstellung. Ich höre gespannt zu. Auf viele meiner Fragen bekomme ich eine Antwort.

Eine beeindruckende Ausstellung, Exponate, die des Jubiläums würdig sind. Wer sich nicht mit Universitätsgeschichte befaßt hat, sollte sich jedoch führen lassen. Wer keine Fragen stellt, wird die aufgegebenen „Rätsel“ nicht lösen. Wer mit dem Vorsatz die Ausstellung verläßt, sich künftig mehr mit der Universitätsgeschichte zu befassen, hat gewiß die richtige Schlussfolgerung gezogen. Übrig bleibt der Stoffseufzer des Trompeters von Säckingen. „Es war so schön gewesen; es hat nicht sollen sein.“ Schön wäre ein Katalog gewesen. Jedes Exponat in einer farbigen Aufnahme mit einer ausführlichen Erläuterung. Das nächste Universitätsjubiläum steht erst in 25 Jahren bevor. So lange wird man hoffentlich nicht warten müssen, um eine derartige Ausstellung wieder bewundern zu dürfen.

Eine letzte Frage: Wer hat sie eigentlich konzipiert und gestaltet? Ihnen gilt großes Lob und Dank. ELKE JÄHNKE

Am 2. Dezember wird die Universitätsglocke erstmals wieder offiziell läuten

Ein Stück lebendiger Tradition und Mahnerin

Länger schon ist es her, daß in die aufrecht stehende Betonscheibe im Innenhof des Neubaukomplexes der Karl-Marx-Universität mit erheblichem Kraftaufwand eine feuerfeste Öffnung gebrachen wurde. Eines Tages klangen Handwerker dann darin eine Glocke auf, und schließlich wurde im Frühjahr 1984 eine gegossene, erhabene Inschrift angebracht. Seither wissen endlich alle, daß die verhältnismäßig kleine Glocke ein Sachzeuge der Universitätsgeschichte ist. Sie wurde in dem Jahr gefertigt, als die Leipziger Universität 250 Jahre bestand: 1659. Aus besonders edlem Glockenmetall gegossen, nennt ihre Inschrift in plastischen Buchstaben den Namen des Glockengießers und das Gußdatum sowie die Stifter der Glocke:

„DVRSCHS FEWER FLOS ICH GEORG SCHESSLER ZV LEIPZIG GOS MICH ANNO 1659 DEN II. MAY SOLI DEO GLORIA MDCLIX RECTORE D. JOHANN MICHAELIS MEDICAE FACVLTATIS DECANO ET PRAEPOSITO COLLEGI PAVLINI

D. DANIELE HEINRICI PROFESORE THEOLOGO AC DECANO IN ACADEMIA LIPSIENSIS.

Der Gießer Georg Schessler ist in der Mitte des 17. Jahrhunderts ein in Leipzig wohlbekannter Rotgießer, der u. a. für die Thomaskirche nach den Zerstörungen im Zusammenhang mit den Belagerungen im Dreißigjährigen Krieg um 1640 tätig war und auch das Epitaph des Superintendenten Christoph Lange schuf, der 1657 verstarb.

Der Rektor Johannes Michaelis (1606 bis 1667), der die Glocke gemeinsam mit dem Theologen Daniel Heinrich stiftete, hatte kurze Zeit vor dem Guß sein Amt angetreten, war er doch am 24. April — dem Georgentag — als Rektor für das Sommersemester 1659 gewählt worden. Er verstarb es bereits zum sechsten Male; vorher war er Rektor 1637, 1641, 1643, 1651 und 1655. Zuletzt hatte er dieses Amt 1663 (Sommersemester) inne. Damals entstand übrigens ein künstlerisch herausragendes Schmuckblatt in der Matrikel mit einer Ansicht Leipzigs nach Bergbauarstellungen. Michaelis war Doktor der Philosophie und der Medizin sowie orientischer Professor der Anatomie und Chirurgie.

Die neue Glocke fand ihren Platz in der Laterne des Treppenhauses vom Großen Fürstenhaus, gelegen an der Ecke der Grimmaischen Gasse zur Universitätsstraße. Als das schönste aller Leipziger Bürgerhäuser der Renaissance hatte es sich 1558 der Ratsherr Dr. Georg Roth errichten lassen. Bedeutend und das Straßenbild bestimmend waren vor allem die beiden von Paul Widemann geschaffenen Rundtürme mit ihrem Reliefschmuck. Seit 1648 gehörte dieser stattliche Bau der Universität, wozu eine Inschrifttafel über dem Eingang kündete. „Fürstenhaus“ hieß das Gebäude seit 1618. Es war das eine volkstümliche Benennung, ausgehend von der Tatsache, daß hier z. B. 1612 vier Altenburger Prinzen während ihres Leipziger Studiums wohnten. Schließlich quartierte auch der russische Zar Peter I. im Jahre 1713 in diesem Haus. Rund 250 Jahre hat die Glocke an ihrem Platz gehangen und vielleicht der Universität bedeutende Ereignisse

angezeigt. Dann hing man sie um in den Dachreiter der Paulinerkirche und kurz vor 1900 kam sie in den von A. Rogbach als Campanile neu errichteten Glockenturm der Universität im Innenhof des Gebäudekomplexes zwischen Augustusplatz und Universitätsstraße. Dort überstand sie den zweiten Weltkrieg und wurde 1968 geborgen. Nun hängt sie neuerlich im Innenhof des Neubaus unserer sozialistischen Universität — als Zeuge nicht nur für deren 575-jährige Geschichte, sondern als ein Stück lebendiger Tradition und als Mahnerin: Das Haus, für das sie geschaffen wurde, verging im Inferno des Krieges ebenso wie 90 Prozent der Leipziger Universitätsbauten. So wird sie am 2. Dezember 1984 ein erstes Mal wieder offiziell läuten und damit — wie künftig alljährlich — an die Gründung der Universität im Jahre 1409 erinnern. Sie wird aber auch jeweils am 1. September ihre Stimme erheben, zum Wehrfriedenstag; getraut dem Motto Friedrich Schillers: „Freude dieser Stadt bedeute, Friede sei ihr erst Güte.“



R. BEHRENDIS